



24. Jahrgang.

Der Magistrat.

806 SEPTEMBER 1998

Siegbaden, den 15. Juni 1909.

Es ist veröffentlicht.

Stettin, den 1. April 1909.

Abgabestellen sind errichtet:

- 1 in der Allgemeinen Poliklinik, Seelen-
 straße 19.
 2 in der Augenheilkunst für Arme, Kapel-
 lenstraße 42.
 3 im Allgemeinen Hoflaz, Oranienstraße 63,
 4 in der Procterie Ritz, Moritzstraße 12,
 5 in dem Hoflaz zum hl. Geist, Friedrichstr. 24,
 6 in der Kaffeehalle, Warfstraße 13,
 7 bei Neumann Neger, Bismarckring 37,
 8 bei Neumann Riegen, Bellstr. 42,
 9 an der Krippe, Gustav-Adolfstraße 20/22,
 10 in der Paulinenkloster, Schiersteinerstr. 31.
 11 in dem Stadt. Krankenhaus, Schwabader-
 straße 38.
 12 in dem Stadt. Schlachthaus, Schlachthaus-
 straße 24 und
 13 in dem Bäckereien - Asyl, Schöne Aus-
 sicht 18.

Beziehungen sind gegen Ablieferung des Titels dort zu machen.
Unentgeltliche Belehrung über Pilze und Ernährung der Kinder und Ausstellung von

erfolgt in der Mutterberatungsstelle
Parkstraße 1/3 Dienstags, Donnerstags u.
Samstags, nachmittags von 5 bis 6 Uhr.
Die stillende Mutter erhält die Milch gegen
Entlohnung bei Zustellung.

Mr. I der Wichtung zum Preise von 10 Pfg.
Mr. II der Wichtung zum Preise

zu 12 Pf. für die Flasche; Nr. III der Mischung zum Preise von 14 Pf. für die Flasche; Nr. IV der Mischung zum Preise von 14 Pf. für die Flasche.

Der Magistrat.

... wird hiermit zur Kenntnis gebracht, daß
der Rat der Stadt Ratiborski am 2. Juni 1999
eine Beschlussempfehlung abgegeben hat, die
den mehr gestattete ist, Ratigraßer (ausschließlich
Ratigraßer) in gemauerte Gräfte umzuwandeln;
dies dürfen nur dort, wo sie nach dem Plane
angeordnet sind, eingerichtet werden.

Der Magistrat.

Der Bod. 1,10 M. Buchenholz (geschliffen)
 1,40 M. pro Raummeter 13 M.
 Das Holz wird frei ins Haus geliefert.
 Der Bauherr nimmt der Hausvater des Evang.

...wird, daß durch die Abnahme von
der humanitäre Zweck der Anstalt gefördert
18532

Manifirat, Armenverwaltung.

Die Frauenabteilungen sind stets von 1 bis 4 Uhr nachmittags geschlossen.
An Sonntagen sind die Bäder im Sommer, nämlich bis 11 Uhr nachmittags geöffnet.

1. über den seitherigen Lebenslauf des Bewerbers oder der Bewerberin, namentlich seit Entlassung aus dem Taubstummen-Institut zu Gamburg.

- Den Bemerkungen sind amtliche Bescheinigungen über die seitherige Beschäftigung und Führung der Bewerber und Bewerberinnen, sowie Zeugnisse der seitherigen, insbesondere des

Ich erlaube um Einreichung von Bewerbungen mit dem Anfügen, daß nur solche Berücksichtigung finden können, die bis zum 31. Dezember l. J. dahin einreichen.

Wiesbaden, den 12. August.
1857 Der Landeshauptmann.

Die Arbeiten zur Herstellung von etwa 86 fhm. Steingewölbekanal von 30 Zmr. lichter Weite, einschl. Sonderbauten, in der Viehricher Straße, welsch, von der Heiligenbornstraße bis zur projektierten Mosbacher Straße, sollen im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.

Angebotsformulare, Verdingungsunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittags-sienstzeiten im Rathaus, Zimmer Nr. 57, ein-gelesen, die Verdingungsunterlagen ausschließlich Zeichnungen auch von dort gegen Vorzahlung der bestellgeldfreie Einfindung von 50 S (keine Briefmarken und nicht gegen Postnahme) be-ogen werden.

Verflossene und mit entsprechender Aufschrift
ersehene Angebote sind spätestens bis Dienstag,
en 31. August 1909, vormittags 10 Uhr, im Rat-
saal, Zimmer Nr. 57, einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter. Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Angebotsformular eingereichten Angebote werden bei der Zuschlagsverteilung berücksichtigt. Zuschlagsfrist: 30 Tage.

Biesbaden, den 13. August 1909.

Der Fruchtmarkt beginnt während der Sommermonate (April bis einschließlich September) um 9 Uhr, vormittags.
Wiesbaden, den 20. März 1909.

8712e Städt. Hofbeamte.

waren nach den Ermittlungen des Amtsamtes vom
14. bis einschl. 20. August 1909 folgende:

Biechmarkt. (Schlachtgemein.)		92. Br.	93. Br.
		Dr. Pf.	Dr. Pf.
Ochsen I. D.	50 kg	76 —	78 —
II.	"	72 —	74 —
Kinder I.	"	72 —	74 —
II.	"	70 —	71 —
Kälbe I.	"	63 —	66 —
II.	"	48 —	51 —
Schweine	1 kg	148	154
Lansen	1 "	128	132
Eber	1 "	—	—
Wach-Käber	1 "	184	192
Pand-	1 kg	144	162
Hammel	1 "	148	158
Schafe	1 "	—	—
Hasel	1 "	—	—
II. Fruchtmarkt.			
Hafer	100 kg	21 80	22 20
Stroh alt	100 "	6 50	—
neu	"	5 —	6 —
Heu alt	"	10 —	—
neu	"	7 60	9 70
III. Si fualienmarkt.			
Stbutter	1 kg	2 60	2 90
Reibbutter	1 "	2 30	2 50

hannisbeeren	1	— 50	— 60
imbeeren	1	— 60	— 80
idelbeeren	1 kg	— 40	— 50
reifelbeeren	1	— 50	— 60
ariemerdbeeren	1	—	—
alberdbeeren	1	— 80	— 90

IV. **Früchtmatt.**

gefingene (Zirkons)	1	—	60	1	—
aufsehen	1 kg	2	40	3	—
ibutt	1	1	60	2	40
ibutt	1	1	180	3	20
heßen	1	—	80	1	40
egunge	1 kg	4	—	5	—
gungne (Pimandee)	1	1	120	1	60
aner Dering	1	—	—	—	—
ring gefalgen	1 St.	—	5	—	15

Schwartenmagen	frisch	1	2	230
	geräuchert	1	2	230
Bratwurst		1	2	180
Fleischwurst		1	2	180
Leber- u. Blutwurst	frisch	1	1	12
	geräuchert	1	1	140
VII. Getreide, Mehl u. St. et al.				
a) Großhandelspreise.				
Weizen		100	23	24

Schwartzbrot (Langbrot)	1 0,5 kg	— 29	— 24
"	"	— 17	— 19
" Hundbrot	1 Saib	— 46	— 54
"	0,5 kg	— 17	— 19
"	1 Saib	— 46	— 54
Reißbrot, ein Wasserbrot		— 3	— 3
ein Milchbrot		— 3	— 3

Wiesbaden, 20. August 1909.

Städt. Hygieh-Inst.

Sonnenberg.
Förmliche Feststellung eines Fluchtilinienplanes.

Den Fluchtlinienplan über das Terrain zwischen Burgweg und Bierstädterstraße einerseits und dem Friedhof und dem Trinkwasser-Sammelbehälter andererseits im Distrikt Kirchgarten hat der Gemeindevorstand beschlossen auf Antrag des Ausschusses.

Dies wird hierdurch mit dem Bemerkten bekannt gemacht, daß der Plan eine Woche lang vom 23. August 1900 ab im Bürgermeisterei-

Sonnenberg, den 18. Aug. 1909.
18713 Der Bürgermeister:
Bucheit.

Bekanntmachung.
Ich mache darauf aufmerksam, daß Anträge auf Genehmigung von Gegenstandslosterien für das Jahr 1910 bis zum 1. Oktober 1909 bei dem Herrn

Niederlegungs-Präsidenten einzureichen sind, und daß später eingehende Anträge nur dann berücksichtigt werden können, wenn ein dringendes Bedürfnis für die Lotterie besteht, und der Antrag nicht früher eingebracht worden konnte.

Der Landrat.
J. B. gez. Frhr. v. Münchhausen,
Regierungs-Officier.

Wird veröffentlicht
Rambach, den 21. August 1909.
Der Bürgermeister: **Rorach.**

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 195.

Montag, den 23. August 1909.

24. Jahrgang.

Die Frau des Konsuls.

Roman von Reinhold Ortmann.

(15. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Gernsheim lachte. „Euch Frauen liegt das Heiratenstiften doch nun einmal im Blute.“

„Wenn man so glücklich ist wie ich, möchte man denen, die man lieb hat, doch auch gern zu ihrem Glück verhelfen.“

Des Konsuls Gesicht strahlte, und er beugte sich über sein schönes junges Weib hinab, um ihre Lippen zu küssen. „So fühlst du dich wirklich an meiner Seite ganz glücklich, meine geliebte kleine Maus?“

„Wie magst du danach erst noch fragen, Rudolf? Ich bin jedenfalls viel, viel glücklicher, als ich es jemals zu träumen gewagt hätte.“

„Nun, dann wollen wir in Gottes Namen das Menschenmögliche tun, um auch diesen liebeskranken jungen Leuten zu ihrer erträumten Seligkeit zu verhelfen. Unter dem Dache meines Hauses soll es keine anderen als vergnügte Gesichter geben.“

Das Mädchen meldete, daß der Wagen vorgefahren sei, und der Konsul begab sich nach herzlichster Verabschiedung in die Stadt.

Eine Stunde lang arbeitete er mit dem Prokuristen, dann ließ er Stuart Milner zu einer Unterredung bitten. Ragdas Versicherung, daß sie sich in ihrer Ehe vollkommen glücklich fühle, hatte ihn in eine so großmütige Gebelanne versetzt, daß er entschlossen war, dem schüchternen jungen Engländer, für den er vom ersten Tage an ein besonderes Wohlwollen gehegt hatte, sein Vorhaben nach Kräften zu erleichtern.

Er forderte den Eintretenden in seinem freundlichsten Tone auf, sich zu ihm zu setzen, und ging, als er seine Befangenheit sah, ohne viele Umschweife auf die Sache los.

„Das sind ja nette Geschichten, denen ich da auf die Spur gekommen bin, mein lieber Stuart! Meine Frau hat mir gewisse Andeutungen gemacht, die mich nicht wenig überrascht haben. Wenn Sie etwas zu Ihrer Rechtfertigung vorbringen können, so schießen Sie los!“

Milner, der sehr blaß geworden war, sah verlegen vor sich nieder. „Ich weiß in der Tat nicht, Herr Konsul, ob ich es in meinen jetzigen bescheidenen Verhältnissen wagen darf —“

„Na — was denn? Mit so einem halben Satz kann ich beim besten Willen nichts anfangen?“

„Da Sie bereits wissen, um was es sich handelt — ja ich liebe Fräulein Eva, und ich würde sehr glücklich sein, wenn Sie — und wenn Fräulein Eva selbst —“

„Sind Sie denn mit dem Mädel noch nicht einig? Haben Sie sich ihr noch gar nicht erklärt?“

„Es fehlt mir dazu an Mut, Herr Konsul! Ich fürchtete neben Doktor Leitinger keine Ausichten mehr zu haben.“

„Na was das betrifft, so dürfen Sie ganz ruhig sein. Eva hat mir erst an diesem Morgen den Wunsch ausgedrückt, ihm nicht mehr in unserem Hause zu begegnen.“

Freudig überrascht blickte Stuart Milner auf. „Ist es möglich? — O, dann habe ich allerdings wieder Hoffnung. Und ich würde Ihnen als Schwiegerjohn nicht zu gering sein, Herr Konsul?“

„Weßhalb denn zu gering? Ein Vischen zu jung vielleicht. Aber es braucht ja auch nicht schon morgen geheiratet zu werden. Daß ich auf Vermögen nicht so sehr zu sehen brauche, wissen Sie, und im übrigen ist mir Ihre materielle Lage ja hinlänglich bekannt. Erhebliche Schulden haben Sie doch wohl nicht?“

„Nicht einen Pfennig.“

„Nun, das habe ich auch gar nicht anders erwartet. Nachteiliges über Ihre Lebensführung ist mir ebenfalls nicht bekannt geworden, und irgend ein altes Verhältnis haben Sie hoffentlich auch nicht mehr auf dem Halbe?“

Das eben noch so blasse Gesicht des jungen Mannes war mit einem Male purpurrot geworden. Verneinend schüttelte er den Kopf; aber er sah Gernsheim dabei nicht in die Augen.

„Was für ein Kind er doch noch ist, daß er bei solcher Frage rot wird wie ein Mädchen!“ dachte der Konsul. „Aber es ist ein gutes Zeichen.“ Und mit dem halbboollen Lächeln eines Mannes, der sich bewußt ist, eine große Gnade zu gewähren, sagte er: „Dann will ich also in Gottes Namen darauf verzichten, den grausamen Vater zu spielen, und weil Sie hier im Kontor wahrscheinlich doch nicht viel Geschicktes fertig brächten, will ich Sie für den Rest des Tages beurlauben. Gehen Sie nach Hause, werfen Sie sich in Ihren Bratenrock und fahren Sie meinetwegen nach der Villa hinaus, um da Ihr Heil zu versuchen. Wenn Eva Ja sagt, mögen Sie sie haben.“

„Wie soll ich Ihnen für Ihre Güte danken, Herr Konsul, Sie machen mich so glücklich —“

„Das Glückmachen soll doch wohl, wie ich denke, meine Tochter besorgen. Im übrigen wissen Sie, von Dank und Vergleichen bin ich kein großer Freund. Sie werden ja Gelegenheit genug haben, mir Ihre Erkenntlichkeit anders als durch Worte zu erweisen, wenn Sie wirklich eines Tages Evas Gatte geworden sein sollten.“

Milner eilte nach Hause, um sich anzukleiden, denn die Erlaubnis, die ihm der Konsul gegeben, war ein Befehl, dem ohne Zögern gehorcht werden mußte. Aber während er sich zu dem bedeutungsvollsten Gange seines Lebens rüstete, war das Gesicht des jungen Mannes sehr ernst, und er verfuhr bei seiner Toilette mit einer auffallenden Langsamkeit, als suchte er vor sich selber noch einen Vorwand, um Zeit zu gewinnen.

Als er an seinen Schreibtisch trat, um nach einer Schlippsnadel zu suchen, die er vorhin irgendwo aus der Hand gelegt hatte, fiel sein Blick auf die unter einem Stoß von Papieren hervorlugende Ecke eines Briefes. Es waren mindestens fünf Tage vergangen, seitdem er ihn eines Morgens unter jene Schriftstücke geschoben hatte, als könne er ihn aus der Welt schaffen, indem er ihn dem Bereich seiner Augen entrückte.

Zögernd streckte er jetzt seine Hand danach aus und zog ihn hervor.

Das schmale, resebafarbene Billet war noch uneröffnet. Es trug eine englische Karte und den Poststempel London. Die steilen lateinischen Buchstaben der Adresse waren ohne Zweifel von einer weiblichen Hand geschrieben.

Stuart Milner kannte diese Handschrift sehr gut, und vielleicht dachte er in diesem Augenblick daran, mit welchem Entzücken ihn noch vor wenigen Monaten jeder Brief erfüllt hatte, der diese eleganten, gleichmäßigen Züge trug. Das war damals gewesen, bevor er Eva Gernsheim kennen gelernt hatte, damals hatte er die Stunden gezählt, bis wieder eines der wohlbekannten resebafarbenen Billets eintreffen konnte. In brennender Ungeduld war er zuweilen hinuntergelaufen, um den Briefträger schon auf der Straße abzufangen. Und nun? Wie hatte sich innerhalb dieser kurzen Zeitspanne doch alles so seltsam, so unbegreiflich geändert! Aus dem Entzücken war Unbehagen und zuletzt wirkliche Furcht geworden. So weit war es gekommen, daß er nicht einmal mehr den Mut gehabt hatte, Harriets Briefe zu öffnen, daß er es von einem Tag auf den anderen verschoben hatte, sie zu lesen. Dieser hier war seit wenigen Wochen bereits der dritte, dem er solche Behandlung zuteil werden ließ.

Er schämte sich vor sich selbst; aber er vermochte sich trotzdem nicht zu dem befreienden Entschluß aufzuraffen, der dem unwürdigen Zustand ein Ende gemacht hätte.

Und auch jetzt, obwohl er schon den Griff des Papiermessers erfaßt hatte, mit dem er den Brief hatte öffnen wollen, schloß ihm dazu im letzten Augenblick die Energie.

„Wenn ich nachher zurückkehre, wird sich ja ohnehin alles entschieden haben,“ dachte er, vor dem eigenen Gewissen nach einer Verschönerung seiner Schwäche suchend.

Und er legte den Brief uneröffnet auf den Tisch zurück.

XIII.

Eva Gernsheim stand am Fenster ihres Zimmers, während Magda hinter ihr auf dem kleinen Sofa Platz genommen hatte. Noch für eine geraume Zeit nach der Verabschiedung des Konsuls hatte die junge Frau ihre Stieftochter sich selbst überlassen; dann aber, da Eva gar nicht wieder zum Vorschein kam, war sie zu ihr hinaufgegangen, und es mußte eine sehr ernsthafte Unterredung zwischen ihnen stattgefunden haben, da Eva recht niedergeschlagen aussah und wiederholt das Taschentuch an die Augen führte, wie wenn sie da etwas wegwischen mußte.

Nun war eine bange Stille eingetreten, bis Eva kleinlaut und bellommen sagte: „Ich glaube ja, daß du recht hast. Aber was sollte ich denn tun? Zuerst war es meine Absicht, selbst an ihn zu schreiben und ihm zu verbieten, daß er noch einmal hierher käme. Aber es ging doch nicht. Ich habe wohl zehn Briefe angefangen und sie immer wieder zerrissen, weil ich die richtigen Worte nicht finden konnte. Da wußte ich mir schließlich keinen anderen Rat, als mich an Papa zu wenden.“

„Ich mache dir auch keinen Vortwurf daraus, liebes Herz! Daß er, ohne die wahren Gründe für deinen Wunsch zu kennen, dem Doktor nicht so ohne weiteres das Haus verbieten kann, hast du eben in deiner Aufregung übersehen, und wie ich Eberhard Lettinger kenne, würde er sich so leicht auch gar nicht abschrecken lassen. Er ist nicht der Mann, auf halbem Wege stehen zu bleiben, wenn ihm das Ziel des Kampfes wert erscheint. Da er sich natürlich auf meine Verschwiegenheit verläßt, wird er von dir oder von deinem Vater Erklärungen verlangen, die sehr leicht zu den peinlichsten Auseinandersetzungen führen können. Ich sehe voraus, daß zu guterletzt ich allein der leidende Teil sein werde.“

„Nein Magda — das soll nicht geschehen. Sage mir, was ich tun kann, um es zu verhindern, und ich will mich nicht einen Augenblick bedenken.“

„Gar nichts kannst du tun, liebste Eva. Ich werde doch nicht von dir verlangen, daß du dich mir zuliebe mit Stuart Milner verlobst.“

„Mein Gott, sollte es denn gar keinen andern Weg geben als diesen? Wenn du mir nur sagen möchtest, was in dem Brief stehen muß, könnte ich doch vielleicht an ihn schreiben.“

„Nein, mein Kind, das wäre hinter dem Rücken deines Vaters jedenfalls unschicklich, und ich werde niemals meine Einwilligung zu einem solchen Briefwechsel geben, denn der Herr Doktor würde dir natürlich antworten, und wer weiß, ob er nicht vielleicht früher oder später deinen Brief als Waffe gegen dich benützte. Nur wenn ihm durch eine vollendete Tatsache alle und jede Hoffnung auf die Erreichung seiner Absicht genommen worden wäre, hätte er sich wohl bescheiden müssen.“

Eva brach in Tränen aus. „Aber es ist doch unmöglich! Wie kann ich mich mit jemand verloben, den ich nicht liebe?“

„Ich will dich gewiß nicht dazu überreden, obwohl ich fest überzeugt bin, daß du mit dem lebenswürdigen Stuart sehr glücklich geworden wärest. Du wirst nicht leicht zum zweiten Male einen Menschen finden, der dir ein so treues und unberührtes Herz entgegenbringt wie er.“

„O, wer weiß, ob nicht auch er schon seine Abenteuer hinter sich hat! Ich kann an keines Mannes Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit mehr glauben.“

„Für Stuart Milner könnte ich einstehen. Man braucht ihm ja nur in die treuerzigen Augen zu sehen, um gewiß zu sein, daß er keiner Lüge fähig ist.“

Sie war noch nicht zu Ende gekommen, als Eva mit einem Schrei vom Fenster zurückfuhr. „Um Gottes willen, Magda! Da ist er. Er kommt durch den Garten, er will zu uns. Sage mir nur: was soll das bedeuten?“

„Wer kommt denn, Kind? — Der Doktor?“

„Nein — Milner! Jetzt, am Mittag, wo er doch eigentlich im Kontor sein mußte.“

„Ich glaube, die Erklärung ist nicht schwer zu finden. Er wird sich verabschieden wollen. Nach den Andeutungen, die er mir gestern machte, habe ich kaum etwas anderes erwartet.“

„Du meinst, daß er fortgehen wird — ganz fort? Um meinetwillen?“

(Fortsetzung folgt.)

Dies und Das.

□ **Der Ball der „lustigen Witwe“.** Man schreibt aus London: Eine lustige junge Witwe, die durch den frühen Tod ihres Gemahls zur Millionärin geworden ist, empfand während ihrer Trauerzeit das Bedürfnis, einen großen Ball zu veranstalten. Doch wie konnte sie einen solchen arrangieren, ohne gegen die Trauergesetze zu verstoßen? Sie kam auf den Gedanken, ihre Freunde und Bekannten zu einem „schwarzen Ball“ einzuladen; Tapeten, Teppiche und Möbel, ja selbst die Decken und die Glöden der elektrischen Lampen waren in Schwarz gehalten und so wohl Damen wie Herren mußten in Trauerkleidung erscheinen. An Lustigkeit ließ jedoch der Ball nichts zu wünschen übrig; die großen Spiegel des Saales spiegelten das Schwarz auf die verschiedenste Art und Weise wieder und die Laune der Gäste und der Gastgeberin war so ausgelassen wie nur möglich. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Vorgehen dieser „lustigen Witwe“ mit ihrer sonderbaren Idee bald Nachahmerinnen finden wird, denn sicher werden auch noch andere „lustigen Witwen“ das Bedürfnis empfinden, das langweilige Trauerjahr ein wenig unterhaltlicher zu gestalten.

□ **Mister Taft als Strohvitwer.** Während sich die Familie des amerikanischen Präsidenten in das Seebad Beverly vor der in Washington herrschenden Hitze gerettet hat, ist Taft selbst dazu verurteilt, auch während der heißen Jahreszeit in Washington zu verbleiben. Von seinem Strohvitwerleben erzählt ein Mitarbeiter des Public Ledger folgendes: Den ersten Koch des weißen Hauses hat Frau Taft mit sich nach Beverly genommen, jedoch sich ihr Gemahl mit dem zweiten Koch begnügen muß. Dieser zweite Koch war schon zu Roosevelts Zeiten im weißen Hause angestellt. Es ist dies eine Kegerin, die aus Virginia stammt, und die jetzt während der Ferienzeit ihren Kochlöffel als Szepter über das gesamte Personal des weißen Hauses schwingt. Wohl nur wenige Köchinnen können sich der schwarzen Mary hinsichtlich der gastronomischen Kunstfertigkeit ebenbürtig zur Seite stellen. Eine Virtuosität soll sie aber in der Zubereitung von Bachhühnern und Maiskuchen besitzen. Der Präsident steht frühmorgens gegen 7 Uhr auf und beschäftigt sich dann fast eine ganze Stunde lang mit „Müllern“, um einer noch größeren Gewichtszunahme seines Körpers vorzubeugen. Dann frühstückt er allein und liest während des Essens die eingegangenen Zeitungen. Um halb 10 Uhr etwa beginnt er seine tägliche Tätigkeit in den verschiedenen Bureau's, die gegen halb 2 Uhr beendet ist. Darauf speist er in Gesellschaft einiger Gäste, um anschließend hieran den Nachmittag beim Golfspiel zu verbringen. Das Diner nimmt Taft gleichfalls wieder im Kreise mehrerer eingeladener Senatoren und Offiziere ein, um dann gegen neun Uhr in seinem Automobil aus dem Gemüth der Stadt Washington zu entfliehen und eine Fahrt in die reizende Umgebung der Stadt zu machen, von der er gewöhnlich gegen 11 Uhr, öfters auch noch später, zurückkehrt.

□ **Drei Millionen . . . aufgegessen!** Uns wird geschrieben: Im Jahre 1860 ist in England ein Mann gestorben, der 3 650 000 Franken (2 920 000 Mark) aufgegessen, und zwar in buchstäblichem Sinne aufgegessen hat. Für diesen Herrn, Rogestone mit Namen, gab es auf der ganzen Welt keinen anderen Genuß, als Essen und zwar sehr gutes Essen. Zu diesem Zwecke durchreiste er ganz Europa kreuz und quer, überall auf der Suche nach den wohlgeschmecktesten Nationalgerichten. Als er zehn Jahre hindurch nichts getan hatte, als seinen kostspieligen Feinschmackerlaunen nachzugehen und weit über drei Millionen dafür ausgegeben hatte, stellte er eines schönen Tages mit Bedauern fest, daß sein ganzes Vermögen bis auf einen einzigen Franken fürs Essen draufgegangen war. Diese Summe genügte gerade, um im Restaurant eine nach allen Regeln der Kunst zubereitete Delikatesse zu bezahlen, und das dünkte ihm denn auch der beste Weg, sein Kapital anzulegen. Er aß also seine Delikatesse ganz, ganz langsam, nachdem er sie lange Zeit vor sich hatte stehen lassen, wobei er den köstlichen Duft mit Behagen einzog; darauf gab er sich volle zwei Stunden lang der angenehmen Beschäftigung der Verdauung hin, und nun sprang er . . . von der Westminster Bridge in die Themse. Zweifellos hätte er an dieser belebten Stelle wohl gerettet werden können; aber anstatt dies zu versuchen, schloffen die in großer Anzahl herbeigeeilten Zuschauer vielmehr Betten ab, ob man ihn retten könne oder nicht, und ehe sich einer fand, von dessen Handlungsweise die Entscheidung dieser Wette abhina, war Mister Rogestone bereits ertrunken.

Denksprüche.

Recht ist haben zwar wie bräuen
Aber danach sollst du trachten,
Eig'ne Rechte miß zu üben,
Fremde Rechte streng zu achten. Geibel.

Trunken müssen wir alle sein!
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein;
Trinkt sich das Alter wieder zur Jugend —
So ist es wundervolle Jugend! Goethe.

Vor Prozessen ungeheuer,
Menschenkind, sei auf der Hül!
Guter Rat ist immer teuer!
Teurer Rat nicht immer gut! G. W.

Trinkbare Mannen.

Eine feuchte Studie von Friedrich Beyer.

Bier ist ein ganz besonderer Saft, dem — wenn man jetzt die Klagen über die Biersteuer vernimmt — niemand seine Bedeutung für die kulturelle Entwicklung unserer Nation absprechen wird. Nicht, als ob ich damit dem Bier allein die Segnungen der Kultur, die Fortschritte, die uns weit über die Ertragsfähigkeiten der übrigen Völker des Erdballes erhoben, zueignen wollte, — nein. Sicher aber spielt es eine wesentliche Rolle in dem fabelhaften Wandlungsprozeß von der rustikalen Unerzogenheit unserer barbarischen Vorfahren zu der urbanen Zivilisation, in der der Uebermensch zum Leben erwachen konnte! Bier ist flüssiges Brot. Das haben bereits unsere Urväter ein, die bekanntlich auch keine Narren waren. Sie priesen gewiß damals schon den blonden Gerstensaft als ihren geistigen Nährvater! Dieser Gerstensaft, den man den kulturellen Fortschritten gemäß einer mannigfaltigen Modulation und Kreuzung unterzog, der er sich ungemein fähig erwies, erwarb uns in der Folgezeit das Wort vom „Volke der Denker“, auf das wir uns heute nicht wenig zugute tun. Ich will mich gar nicht wundern, wenn irgend ein philosophischer Doktorandus einmal eine feuchte Dissertation vom Stapel läßt „über den Kausalneus des spirituellen Konsums mit der kulturellen Entwicklung der Deutschen.“

Wenn man die Höhe des Konsums ins Auge faßt, kann man selbst heute noch das Trinken als eine Charaktereigentümlichkeit des Deutschen auffassen. Bismarck fühlte sich noch am 28. März 1881 im Reichstag zu dem Wort gedrungen: „Es wird bei uns Deutschen mit wenig so viel Zeit tot geschlagen, wie mit dem Biertrinken.“ Ein Wort, das der Abgeordnete Windhorst paralytierte mit dem Hinweis: „Wir müssen das Volk nur nicht immer in Restaurationen suchen.“ Aber „des Schenkens gepriesenes Haus“ bildet doch einmal für alle kummervollen Seelen einen Zufluchtsort, und das Trinken wird auf lange Zeit hinaus noch eine nationale Eigentümlichkeit des Deutschen bleiben. „Um den Gerstensaft, ihr edlen Seelen, dreht sich unser ganzer Staat herum“. Schon unsere Altvordern tranken Meth von Kindesbeinen an, und bewahrten Kraft und Mut bis ins gesegnete Alter, wie ihre Geschichte uns rühmend beweist. Mit welchem Behagen kosten wir nicht Tacitus' „Germania“! Mit welcher Lust haben wir nicht als Kennwörter unseren Lehrern gelauscht, die uns von dem Wohlleben unserer auf Bärenhäuten zehenden Vorfahren erzählten! Das Meth hielten sie heilig, und so sehr war ihnen das Bechen angeboren, daß sie sich keinem holteren Tranne hinzugeben mußten, als bereinst von blutiger Walsitt durch liebreizende Wallfuren aufgehoben zu werden, um in Walsitt hall ewig und immerdar Göttermeth zu nippen!

Schlimm genug muß es in bezug auf das Bechen freilich auch noch im Mittelalter ausgesehen haben, sonst würden sich kaum so viele Stimmen gegen den Alkohol erhoben haben. So äußerte Luther — der übrigens weniger Temperenzler als Bekämpfer des Uebermaßes war — sich 1541: „Es ist ganz Deutschland mit Sausen geplaget. Wir predigen und schreiben darüber, es hilft aber nicht viel. Es ist ein alt böses Herkommen in deutschen Landen, wie der Römer Cornelius (Tacitus) schreibt, hat zugenommen und nimmt noch zu.“ Bei der Palmenauslegung schrieb unser Reformator, der die historische Kanne Gimbeder Bier bekanntlich nicht ausschlug: „Es muß ein jeglich Land seinen eigenen Teufel haben, unser deutscher Teufel wird ein guter Weinslauch sein, und muß „Saus“ heißen.“ Sebastian Brand läßt sich in seinem „Laster der Trunkenheit“ folgendermaßen

vernennen: „Man lauset doch mancher, daß im die seel und leib altet, der körper donet.“ Abraham a Santa Clara sagt in „Etwas für Alle“: „Das Sprichwort ist schon drei Meilen hinter Babylon bekannt: „Er lauset wie ein Würstchenbinder.“ Im 17. Jahrhundert wurde von einem unbekannten Verfasser eine antialkoholische Schrift herausgegeben, die den vielversprechenden Titel führte: „Der nasse Teufel“. Es wurde darin von sieben ausgewachsenen Teufeln eine gar gruselige Schauermär erzählt, von denen als der ärgste die Trunkenheit bezeichnet wurde. Man sieht, das hat alles nicht viel genutzt!

Daß bei der Popularität des Biertrinkens der Volksmund gewisser Kunstausdrücke zur Bezeichnung namentlich eines höheren Grades der Trunkenheit sich bediente, kann nicht wundernehmen. So sagt man im Hessischen in einem Teile von Hannover und Sachsen von jemandem, der mit der geraden Linie in Konflikt geraten ist, „er ist dune oder dunevoll“. In Schloßler redet man von „Sommeltagen“, die jemand habe, oder wenn er ein Periodensäufer ist, von „Sommelwochen“. Der letztere Ausdruck wird häufiger vernommen! In der Pfalz nicht man lächelnd: „Der hot!“ Nämlich der hat einen Affen. Im Osterlande dagegen sagt man: „Er hat sich dulleboll getrunken“ (toll vollgetrunken). Im Hannoverschen laufen die Gassenkinder dem Schwankenden nach und brüllen langgedehnt, nicht etwa, wie die den Tyrusstab schwingenden griechischen Mänaden „Evan! Evos!“ sondern „Hoabull! Hoajad!“ Der Ausdruck bezieht sich auf die mittelalterliche Gepflogenheit des Tragens eines Haarbuteils, der bei allzu „Seligen“ in ein malerisches Badeln geraten sein mag. Am meisten verbreitet ist wohl der Ausdruck „Er ist voll“. Wir erinnern uns dabei, daß schon Paulus' Mund die Worte sprach: „Sie sind voll süßen Weins.“

Kein Volk besaß so innige, man möchte sagen so gefühlvolle Trinkfitten, wie unsere Vorfahren. Es ist abnehmlich der Minnetrunk, der ihren Trinkgebräuchen ein feierliches Gepräge verlieh. Die Minne wurde bei Opfern und Festmahlen auf das Gedächtnis der Götter getrunken. Daran wird z. B. in Bebers „Dreizehn Linden“ erinnert, wo Swanschild, die geistige Trinde ausruft: „Trinkt des weißen Gottes Minne, eh' ihr hebt die Hand zum Mahle!“ Nach nordischer Sitte wurde auch zu Ehren gefallener Krieger bei ihrer Bestattung das Sterbeöl oder Graböl — Ale, Bier — getrunken. In christlicher Zeit übertrug sich die Sitte des Minnetrinks auf die Heiligen. So gab es eine Martins-, Stephans-, Gertruden-, Johannesminne usw. Letztere, als Johannes-Segen bekannt, brachte man Scheidenden und Reisenden, um ihnen gute Fahrt und Herberge anzuwünschen.

Für das älteste Volk, das in größerem Maße dem Alkoholumus huldigte, gelten die Ägypter. Die Schanklokale befanden sich immer in den entlegensten Gassen. Man konnte sich dort besonders an dreierlei betrinken: an Wein (Ary), an Bier (Hef) und an einer Art aus Palmenfrüchten bereitetem Branntwein, der Stubu genannt wurde. Auch bei den Syrern und Phöniziern sprach man diesen Getränken lobesam zu. Auf vielen Mumien hat man Betrunkene dargestellt gefunden, wie sie von ihren verhältnismäßig nüchternen Bedgenossen fortgetragen werden. Eine besondere Feier mit lebhaften Trinkgelagen veranstaltete man beim Frühaufgange des Siriussternes, oder wie man ihn ägyptisch nannte, des Sothis. Auch die Griechen, von deren Mischtrug uns Homer des öfteren erzählt, hatten ihre offiziellen Sausgelage, die sie Dionysien nannten. Andererseits waren sie wieder sehr enthalten. So durfte sich kein Archont während der Dauer seines Amtsjahres in einer Schänke ertappen lassen, der er im „Betreuungsfalle“ von der Wahl als Arcopagist unweigerlich ausgeschlossen wurde. Traß man etwa solch unglücklichen Archonten in bezüchtem Zustande, so galt nur der Tod als Sühn. des feuchten Verbrechens. Schrecklich! Bei den lustigen Römern der letzten Jahrhunderte des Kaiserreichs, die das „Savoir vivre“ aus dem H. kannten, war's besser. Dort gedieh das Trinken zur Kunst, und dies madidi (nasse Tage), an denen graeco more getrunken wurde, gab es in Rom so häufig, wie sie bei uns selten sind. Ciceros Sohn war im edelsten Sinne des Wortes verümt, weil er es verstand, zwei Congien (zehn Maßchen) in einem Zuge durch seine asphaltierte Kehle zu jagen. Solche Leute sind heute mit der Laterne zu suchen! Und Kaiser Tiberius Claudius Nero, der so bildschön trank, daß man ihm den Spottnamen Nero oder Biberius beilegte, würde heute einfach auf die Säuerfelle gesetzt werden! Von dem Redner Hortensius weiß die Nachwelt zu berichten, daß er allein an Chierwein zehntausend Simer voll hinterließ. An Sprechwasser also scheint es ihm nie gemangelt zu haben! Ob Horaz, der celeberrime Kenner des Sauerweins, wohl zu den ewig Nüchternen zu zählen ist?! Und nun noch die römischen Bacchanalien und Liberalien! Bei ihnen ging es mit Pauken und Chytanen so wüst her, daß sie im Jahre 186 v. Chr. regierungsseitig verboten wurden. Da lobe ich mir doch unsere sittamen heimischen Bodbierfeste!

„Ist das Biertrinken heute auch immer noch eine deutsche Nationaleigenschaft, die z. B. der Franzose und der Engländer bestaunt, so hat die Weisheit doch immerhin schon gewaltige Fortschritte gemacht. Jedenfalls ist das Uebermaß von ehemals ganz erheblich eingeschränkt. Heute lassen sich's nur noch unsere Studenten angelegen sein, der Vertilgung des edlen Stoffes mit Sorgfalt obzuliegen. Hier findet man noch die echte Bierehrlichkeit und Bierfröhlichkeit, und bei ihnen wird sie auch nicht geringer werden, nachdem mit der Biersteuer der gefährdete Preisausschlag zur Wahrheit geworden ist. Bei ihnen gilt heute noch, wie vor alten Zeiten, der Spruch: „Das Bier, das nicht getrunken wird, hat seinen Beruf verfehlt!“

Die Münchener und die Biersteuer.

Ueber die Spannung in der Bierstadt München schreibt die „Verl. Morgenpost“:

Der Münchener ist für gewöhnlich — das weiß jedes Kind — der gemüthlichste Kerl von der Welt, den nicht leicht etwas aus seine „I. b. Ruah“ bringt, aber wenn es an sein geliebtes Bier geht, dann wird er grantig, fuchsteufelswild, grob, jaugrob. Als im roten 48er Jahre im Lande und in der Stadt alles drunter und drüber ging, da bließ der Münchener so kalt wie zuvor, als aber die Brauer das Bier verteuerten, da war mit einem Male die Stimmung verändert, da erwachte der furor bavaricus, da schlugen sie in den Wirtschaften alles trumm und klein, da ertönte plötzlich vor der Residenz dumpfer Trommelschlag, daß der erste Ludwig erschreckt aufsprang, und zu seiner Ueberstürzung erfahren mußte, daß die Milch der frommen Denksart seiner lieben Münchener sich in gärenden Drachengift verwandelt habe. Generalmarsch — Bierkavall — Revolution — der alte König zog es vor, all dem aus dem Wege zu gehen, und legte die Krone nieder. Die Brauer setzten den Bierpreis wieder auf die alte Höhe, und im Ru waren die vorher so hitzigen Gemüther wieder beruhigt.

Im Jahre des Heils 1909 werden sie kaum Generalmarsch schlagen in der I. b. Haupt- und Residenzstadt, aber gutmütig werden die Münchener eine Biervertenerung auch heute nicht hinnehmen, um so mehr, als sie sich sagen, daß zu einer besonderen Erhöhung kein Anlaß besteht. Die ganze Frage wird jetzt an dem hierzu geeigneten Platze, dem Bierisch, überall lebhaft erörtert, und der Bierkonsum der letzten Tage ist sicher erheblich dadurch gestiegen, daß die treuen Stammgäste in gerechtem Zorn über eine drohende Vertenerung des edlen Trankes außer dem gewohnten Quantum sich noch ein Extramaß oder, wenn der Grimm besonders heftig war, deren mehrere überlegten. Speziell die organisierte Arbeiterschaft ist fest entschlossen, energisch Front gegen jede Biervertenerung zu machen, und sie wird den Brauern sicher wieder eine harte Nuß zu knaden geben, ähnlich wie bei der letzten Bierpreiserhöhung, wo die Arbeiter bitter Ernst machten mit ihrer Drohung, dem Biergemisch auf unbestimmte Zeit völlig zu entsagen.

Mit heroischem Mut schüttelten sie bei der üblichen Brotzeit vor- und nachmittags Milch und Limonade hinunter und nahmen lieber ein süßbares Bauchweiden und ähnliche Begleitererscheinungen mit in Kauf, als daß sie den Brauern und Wirten einen Pfennig zu verdienen gegeben hätten. Und ihr Vorgehen war doch schließlich von Erfolg begleitet, denn in einer großen Reihe von Wirtschaften blieb es bei dem alten Preis. Und jetzt? Es darf mit Bestimmtheit erwartet werden, daß bei einer Preiserhöhung ein veritabler Bierkrieg ausbricht, der mit größter Erbitterung geführt würde. Andererseits ist sicher darauf zu rechnen, daß billiges Landbier in der Bierstadt München eingeführt wird und daß dieses, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, willige Abnehmer finden wird.

Unter solchen Umständen ist es leicht begreiflich, mit welcher Bonne der Münchener jetzt die Berichte auswärtiger Blätter über den bereits erfolgten Ausbruch eines Bierkrieges in Norddeutschland, besonders in Thüringen und Sachsen, liest. Die betreffenden Artikel werden förmlich verschlungen. Man sieht den braven Leuten ordentlich die Freude vom Gesichte ab. Da glänzen die Augen, ein Rächeln der Befriedigung zeigt sich auf den sanft geröteten Gesichtern und schließlich kommt das Fazit der Kritik in einem kräftigen Faustschlag auf den Tisch zum Ausdruck, worauf es fast regelmäßig heißt: „Ganz recht ham's, dö Preisen, daß sie sich den Schwindel nüt länger g'fall'n lassen. A Glück is, daß mir no damit a Ruah ham, sunst gang's wild auf. Wir waar's ja schon gnuat!“ Dann reicht er das Blatt seinem „Herrn Nachba“, der schon lange darauf gewartet hat, und so zirkuliert der Artikel in dem ganzen Lokal und erzielt fast überall die gleiche Wirkung.

Dabei geschieht das Unmögliche: Die waderen Biertrinker schimpfen ganz gottsdämonisch auf das an dem Zorn ganz unschuldige Bier, dessen Güte nur deswegen herabgesetzt wird, weil man es im Geiste schon verteuert sieht. Es liebt eben die Welt das Strahlende zu schwärzen. Und nun alles in allem: Der Münchener ist für den Bierkrieg gerüstet und er wird siegen in der großen Schlacht, die nicht auf der Stätte geschlagen wird, wo sonst Ströme von — Bier fließen.

In den Kreisen der Brauer kennt man die Volksstimmung ganz genau. Und man wird es sich doch sehr überlegen, ob man das entscheidende Wort ausspricht. Dieses Wort ist verhängnisvoll schwer — millionenschwer. Wird man es sprechen?

Rätsellecke.

Lösung der Stataufgabe.

Der Spieler wendet a7, findet noch bA und drückt c10, K.

Kartenverteilung:

V dB, a10, K; b10; cD, 9, 8, 7; dD, 9.

M a bB, a9, 8, 7; bA, K, 8, 7; d8.

H cB, aA, D; bD, 9; cA; dA, 10, K, 7.

Spiel:

1. V c9, a7, cA

2. M bB, aA, aK

3. M aB, aD, dB

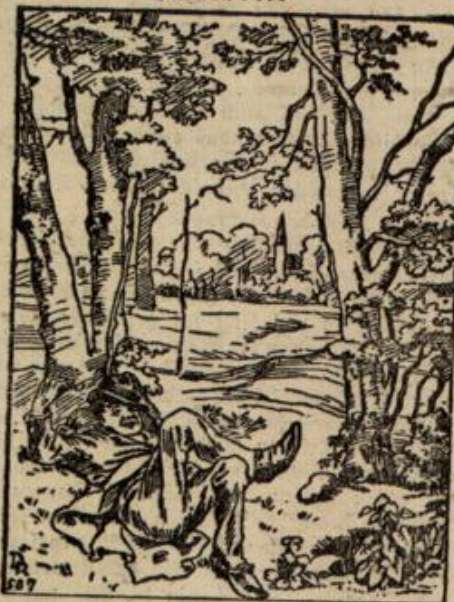
4. M a9, cB, a10, (— 12)

5. H dA, dD, d3 (— 14). Alles Andere nimmt der Spieler.

Die Gegner sind also nur bis 26 gekommen. Wirft der Spieler im 1. Stich d8 ab, erhalten die Gegner noch 3 Augen weniger.

Richtige Lösung schickten ein: Ferd. Faust-Wiesbaden. — Joh. Brach-Wiesbaden. — Adolf Klemmer-Wiesbaden. — Peter Schwarz-Wiesbaden. — Franz Fleischhauer-Wiesbaden. — Friedr. van Eupen-Wiesbaden. — Anita Weder-Wiesbaden. — Grete Vertram-Bierstadt. — Fritz Berbach-Sonnenberg. — Kurt de Berge-Wiebrich.

Berichtbild



„He, da kommt ein Herr, der soll mir Feuer geben, daß ich mein Pfeischen wieder anzünden kann!“

Bilderrätsel.



Verantwortlicher Redakteur: J. B.: Witz Motzkeller in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Reybold in Wiesbaden.